

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 52 (2010)

Artikel: William Wolfensberger, Pfarrer und Dichter

Autor: Florin, Mario

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

William Wolfensberger, Pfarrer und Dichter (Teil 1/2)

Mario Florin

Der Zürcher Theologe William Wolfensberger (1889–1918) war zu seiner Zeit ein recht populärer Autor von Erzählungen, Andachten und Gedichten. Einige seiner Bücher erschienen in beachtlichen Auflagen (bis zu 15 000; allerdings stellte sich der Erfolg erst nach seinem frühen Tod ein). Sein Biograph Max Konzelmann veröffentlichte in den 1920er Jahren in verschiedenen kleineren Bänden Werke aus Wolfensbergers Nachlass. 1964 gab Wolfensbergers Freund Robert Lejeune dessen *Ausgewählte Werke* heraus und 2007 Charles Linsmayer ein Lesebuch mit Texten Wolfensbergers^① (beide Bände erschienen bei Huber, Frauenfeld, in der Ausgabe Linsmayers fehlt allerdings mit *Die Glocken von Pralöng* Wolfensbergers bester Text). An Bemühungen, Wolfensberger einer an Literatur interessierten Öffentlichkeit nahe zu bringen, hat es also nicht gefehlt. Dennoch ist er heute weitgehend vergessen.

Von Frühling 1914 bis Weihnachten 1916 war Wolfensberger Pfarrer in Fuldera. Das Münstertal hat sein Leben und seine Texte stark geprägt. Die folgenden Interpretationen einer Auswahl seiner erzählerischen Texte gehen aus von der



Das Wolfensberger-Porträt, das nach seinem frühen Tod verbreitet wurde. (Legende und Bilddaten nach Probst/Linsmayer 2007, 299; Quelle: Wolfensberger-Archiv, Rheineck)

Überzeugung, dass diese sehr stark autobiographisch geprägt sind – natürlich nicht so, dass etwa Figuren oder Ereignisse seiner Texte mit real existieren-

den Menschen oder Ereignissen zu identifizieren wären (das ist zwar nicht auszuschliessen, aber literarisch nicht von Interesse), sondern so, dass Wol-

fensberger Themen (vor allem religiöse) oder persönliche Probleme, die ihn stark beschäftigten, zu literarischen Texten machte. Wolfensbergers literarische Produktion beginnt mit kurzen, erzählerischen Texten, die sehr auf seine Person bezogen sind. Erst gegen Ende seines Lebens gelingt es ihm, über sich hinauszusehen und die Welt (natürlich auf seine Weise) aufzunehmen und so zu erzählen, dass seine Figuren ihr eigenes Leben entfalten. Sie dienen nun nicht mehr bloss dazu, Wolfensbergers Stimmungen oder Gedanken zu transportieren.

Leidensgeschichten

Die Menschen in Wolfensbergers frühen Erzählungen (*Unser Herrgotts Rebberg*, 1916) haben viel zu leiden: Sie sterben im Elend, im Alkohol, bringen sich um oder enden im «Irrenhaus». So wird Babette Müller, die «munterste und nachdenklichste Bäuerin», die der Erzähler kannte, wahnsinnig, nachdem ihr Mann den Rebberg verkauft hat, den sie während Jahren mit Hingabe pflegte (*Das Rebland der Babette Müller*). – Der Student Friedrich Berger wird in eine Irrenanstalt eingeliefert (*Der Andere*), ebenso die Näherin Brigitte Knöpfli, die aus Angst vor der Armut jeden Rappen zählt und schliesslich mit dem Zählen nicht mehr aufhören kann (*Die alten Tage*). – Der arme Bauer Chasper Melcher stirbt in jenem Moment, da ein neu geborenes Kalb eine gewisse materielle Sicherheit verspricht (*Chasper Melchers*



Wolfensberger (l.) zählt dem Sigrist von Fuldera Geld in die Hand.

(Legende und Bilddaten aus Probst/Linsmayer 2007, 289; Foto von Paul Altwegg)

Ruhezeit). – Der Glöckner Honnes erhängt sich am Glockenseil, nachdem die Rüfi über seinen Acker gegangen ist, auf den er seine ganze Hoffnung gebaut

hatte (*Die Not des Honnes*). – Ein ehemaliger deutscher Offizier – mit seiner Gefühlslosigkeit trieb er als junger Soldat eine Frau, die sich in ihn ver-

liebte, in den Tod – hat noch als alter Mann Alpträume und stirbt an Herzversagen (*Die Angst*). – Der Bauernsohn Töni erhängt sich aus Scham darüber, dass er die Frau seines im Krieg gefallenen Bruders begeht (*Um der Heimat willen*). – Die Frau des 87jährigen Hiob (!) hat sich im Rausch umgebracht, seine Tochter trinkt und landet im Irrenhaus, sein Ältester wird auf der Jagd erschossen und sein Jüngstes stirbt früh (*Wie der Hiob Mathiesin reich geworden ist*). – Schliesslich: Ein Mann stirbt an den Folgen eines Unfalls in einer Sägerei – er war betrunken –, seine Frau vernimmt dies während des Gottesdienstes, bringt noch in der Kirche ein Kind zur Welt und stirbt an den Folgen der Geburt. Der Knabe wird von seinen beiden Schwestern aufgezogen; er entwickelt sich zu einem Taugenichts und Trinker. Eine Schwester stirbt aus Gram, die andere verlangt nun vom Bruder, dass er selber für sich schaue. Sie fährt mit ihm in eine Hafenstadt, wo er sich nach Übersee einschiffen soll. Nach Abfahrt des Schiffes treibt sie sich einige Tage in der Stadt herum. Schliesslich findet man sie unter einer Brücke, man bringt sie in ein Spital, wo sie unerkannt stirbt (*Der Bruder*).

Auch wenn man berücksichtigt, dass weite Kreise der Schweizer Bevölkerung während des Ersten Weltkrieges in sehr bescheidenen Verhältnissen leben mussten, begiegt man heute so viel erzähltem Unglück eher mit Skepsis

als mit Betroffenheit; zu sehr wird hier das Leiden herbeigeschrieben, zu penetrant wird die Welt zum Jammertal.

Alles oder nichts

Was ist das für ein Mensch, der in seinen Erzählungen die Welt in dermassen dunklen Farben schildert? Der Autor dieser Geschichten ist 1916, als sein erstes Buch erscheint, 27 Jahre alt. Er ist seit zwei Jahren Pfarrer in Fuldera; Ende Jahr wird er das Münstertal beinahe fluchtartig verlassen, weil er seine Lage nicht mehr aushält. In den Briefen an seine Freunde spricht er immer wieder über seine Seelenqualen. So begründet er 1910 den Entscheid, das Germanistikstudium nach dem ersten Semester aufzugeben und mit dem Studium der Theologie zu beginnen, mit folgenden Worten:

Aber das brennt mir auf der Seele, zu sehen, wie einer sich zum Leben stellt, zu helfen, wenn er leidet – o, nur nicht Schulstubenluft, unter der ich so gelitten, sondern rauhes, hartes Leben, wo es regnet und schneit und der Föhn mich anweht, und Menschen, die leiden, tasten – wie ich. (K 24–25)

Doch dieser Entscheid ist Ursache zu neuem Leiden:

Ich habe noch vor wenigen Monaten Zeiten gehabt, da ich mir die Kehle durchschneiden wollte. Denn ich bin ohne Gott Theologe geworden. Man kann das gut, wenn man kühles Blut hat. Ich habe es nicht. (K 25)

So wird ihm denn auch das Studium zu einer wahren Leidenszeit:

Ich wünsche mir nur eins: dass ich im neuen Jahr meine «Studien» beenden kann, ... Sonst nichts. Kein Glück, keine Seligkeit, bloss einmal den Abschluss dieser merkwürdigen Studentenzeit, dass ich sagen kann: es ist erlitten. Durch viel Arbeit hindurch und viel Irrtum hindurch erlitten. (K 43)

Diese Leidensbereitschaft, diese jünglingshafte Dramatisierung seiner Existenz wird Wolfensberger auch als Pfarrer im Münstertal beibehalten. Ihr entspricht das etwas Penetrante seiner Leidensgeschichten; fast hat man den Eindruck, in ihnen entwerfe er eine Welt, die sein Leiden begründe und recht fertige. Sein Entscheid, das Pfarramt im abgelegenen Fuldera zu übernehmen, ist ein bewusster Gang in Einsamkeit und neues Leiden: «Ich will das Schwere tun», schreibt er in einem Brief, «es ist eine Flucht». – Wolfensberger «flieht» vor einer Frau, in die er sich im Frühling 1910 verliebt hat, die aber seine Liebe nicht erwiederte. (Diese Frau ist Toni Wolff [1888–1953], die spätere Geliebte von C.G. Jung, Probst, 260). Im Münstertal hofft Wolfensberger, vier (!) Jahre nach diesem Ereignis, Ruhe zu finden. Doch kaum in Fuldera angekommen, spürt er, dass dies nicht gelingen wird:

Man tapeziert Wände mit Bildern und Büchern, schafft und nennt es Heimat. Aber die Seele schreit immer nein. Für unserein gibt's nirgendsmehr eine Heimat. (K 55)

Und so durchlebt Wolfensberger in Fuldera das Grauen der Einsamkeit:

Unter mir auf der Ofenbank sassen sie nebeneinander, das Schweigen mit den harten Falten und den seltsamen, stillen Augen und den welken Händen, die so ergeben und still auf dem Schoss lagen, daneben das Dunkel mit den grossen starren Augen und dann das Grauen. Man weiss nicht, ist es Mann oder Weib, es sitzt in grauem Gewand mit verhülltem Gesicht. (K 57)

Er gibt seinem Leiden Sinn, indem er es als von Gott gegeben versteht:

Ich bin seit drei Monaten durch viele Leiden gegangen um der einen Frau willen. Ich hätte nie geglaubt, dass ich so in mir zerfallen könnte. In meinen besten Augenblicken, die fürwahr nicht reichlich sind, sagt es: Still sein, was haderst du? Warum willst du auch die tiefsten Bitterkeiten nicht aus Gottes Hand nehmen als das Beste, was aus deinem Innern quillt? Wenn du an dich nicht glauben kannst, glaube an dein Leid. (K 47)

So erdenkt sich Wolfensberger eine Theologie, die das Leiden zum Anfang jeder Religiosität erklärt:

Ehe die Seele, dieser geheiligte, unberührte Muttergrund des Göttlichen nicht zur Mater dolorosa wurde, kann sie nicht erlösendes Leben zum Dasein bringen. Nicht Weihnacht steht im Anfang. Die grosse Passion ist der Beginn. Wie könnte der Gottessohn stark sein im Leiden, es sei denn, dass der Muttergrund, dem dieses göttliche Leben entstieg, schon darin stark gewesen? Weihnacht ist die Folge der Adventspassion. (*Mater dolorosa*, in: Religiöse Miniaturen 52)

Dass seine Gemeinden von ihm eine andere, freudigere Botschaft erwarten, ist Wolfensberger durchaus klar:

Ich muss mich zwingen, froh zu sein, um derer willen, die mir anvertraut sind. Ich muss es ihnen ja immer sagen, dass sie es glauben, dass das Evangelium eine frohe Botschaft sei. Und wenn ich darüber rede, rede ich stets zu mir; ich habe es zuerst nötig, dass sie mich froh mache, wenn es auch die andern nicht wissen. (K 67)

Die Versuche, sich selber froh zu machen, wollen nicht gelingen. Wolfensberger bleibt bis zu seinem frühen Tod 1918 ein Leidender – aber einer, der sich vom Leiden nicht unterkriegen lässt, sondern im Leiden Erfüllung sucht.

Ich habe mich beugen gelernt? Nein! Nein! Ich habe mich aufgerichtet. Vom Tier zum Menschen geworden, ich gehe aufrecht. Ich suche meinen Gipfel – mir ist, als ob ich am Rande des Entsetzlichsten gewesen sei. Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir. (48)

Aus Distanz wird man sagen müssen, dass Wolfensbergers Leiden nicht so unabänderlich war, wie er es empfand. Einige halb bewusst, halb unbewusst getroffene Entscheide oder Glaubenssätze und die Tendenz zur Selbststilisierung hielten ihn darin gefangen. Sie haben ihren Ursprung in seiner Haltung des Alles-oder-Nichts, mit der er sich allem verweigert, was nach einer Relativierung des Absoluten aussieht: Liebe ist so gross, dass sie nur einmal im Leben vorkommen kann. Jede folgende Liebe würde dieses erste Gefühl desavouieren. Im Glauben geht es um Sein oder Nichtsein; eine Theologie, die diesem Anspruch nicht

gerecht wird – und das heisst für Wolfensberger: nicht immer wieder von neuem durchlitten wird –, ist Lauheit. Jede Anpassung an die Umgebung ist ein fauler Kompromiss, den der Wille zur absoluten Aufrichtigkeit nicht zulassen kann.

In diesem Willen zur Unbedingtheit ist Wolfensberger ein Jünger Nietzsches, auch wenn er ihm in dessen Gottlosigkeit und Verachtung der Menge nicht folgen kann und will. Im *Zarathustra* muss er Sätze gefunden haben, die ganz seiner Empfindung entsprachen und diese prägten. Im Kapitel «Vom höheren Menschen» etwa diese:

3. ... Dass ihr verzweifelt, daran ist viel zu ehren. Denn ihr lerntet nicht, wie ihr euch ergäbet, ihr lerntet die kleinen Klugheiten nicht. ... Und lieber verzweifelt, als dass ihr euch ergebt. Und, wahrlich, ich liebe euch dafür, dass ihr heute nicht zu leben wisst, ihr höheren Menschen! So nämlich lebt ihr – am besten.

4. Habt ihr Mut, o meine Brüder? Seid ihr herhaft? Nicht Mut vor Zeugen, sondern Einsiedler- und Adler-Mut, dem auch kein Gott mehr zusieht?

Kalte Seelen, Maultiere, Blinde, Trunkene heissen mir nicht herhaft. Herz hat, wer Furcht kennt, aber Furcht zwingt; wer den Abgrund sieht, aber mit Stolz.

Wer den Abgrund sieht, aber mit Adlers-Augen – wer mit Adlers-Krallen den Abgrund fasst: der hat Mut. – (Nietzsche 278–279)

Eine Liebesgeschichte

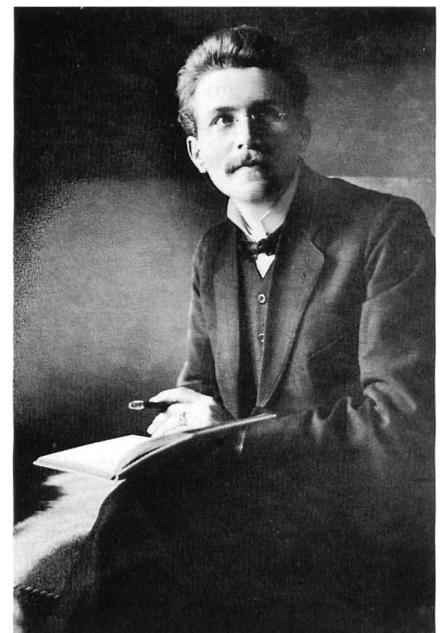
Viele von Wolfensbergers Erzählungen haben offensichtlich einen autobiographischen



Wolfensberger um 1914 in Zürich.
(Quelle: Wolfensberger-Archiv, Rheineck)



Wolfensberger in seiner Studentenbude am Wolfbach in Zürich.
(Quelle: Wolfensberger-Archiv, Rheineck)



Undatierte Aufnahme, die Wolfensberger beim Schreiben zeigt. (Legende und Bilddaten nach Probst/Linsmayer 2007, 299;
Quelle: Wolfensberger-Archiv, Rheineck)

Bezug – aber nicht so, dass er Erlebtes unmittelbar wiedererzählen würde, sondern so, dass er Erfahrenes oder auch Erdachtes in einen neuen, fiktiven Zusammenhang und einen neuen Handlungsablauf – oft ist es eine einfache Rahmenhandlung – stellt.

In *Verloren* erinnert sich der Erzähler, ein Pfarrer oder Priester, daran, wie er als Kind einen entflohenen Kanarienvogel einzufangen versuchte. Die Verfolgungsjagd endet im Garten einer Villa, wo der Knabe vom Besitzer, dem reichen Kaufmann Jenny, geschnappt wird. Von nun an besucht er jeden Tag dessen Tochter Gertrud, und zwischen beiden entwickelt sich eine Kinderliebe. Dieses Glück dauert etwa eineinhalb Jahre,

danach muss der Knabe «auf die hohe Schule, weil ich ja geistlich werden wollte». Beim Abschied von Gertrud ist ihm, «als sei mir etwas unsagbar köstliches genommen worden».

Und auch im Konvikt war mir oft, als wenn mir etwas Liebes fehle. Ich glaubte, es sei das Heimweh nach der Mutter. Aber nein, es war etwas, was ich nie besessen und doch verloren hatte. Und manchmal, wenn am Abend alles still war in dem weiten Schlafraum, tauchte das Köpfchen auf mit dem schneckenförmig gerollten Blondhaar an den Schläfen, und ich hörte das frohe Lachen wieder: «Aber Hans!» und sah die Grübchen in den Wangen wieder und ihre lieben Augen.

Und ich weiss nicht, – es war mir so schwer, dass ich in das Kissen leise weinte und ich dachte wieder daran, wie ich als Kind einst um

den Kanarienvogel geweint und geglaubt hatte, es müsse unsagbar schön sein, so etwas wundersam Feines in der Hand zu halten und streicheln zu dürfen und in die scheuen, klugen Äuglein zu sehen. (Rebbberg, 22–23)

Eben noch ein Kind, sehnt sich der Erzähler im Konvikt schon nach der Kindheit zurück; in seiner Erinnerung fliessen Mutter, Kanarienvogel und Mädchen ineinander. Der Zeitraum zwischen Konvikt und Gegenwart bleibt ausgespart, so dass für weitere Liebesgeschichten kein Raum mehr ist. Alles ist so arrangiert, dass Erotik und Sexualität nicht vorkommen können. Und für den Erzähler ist alles «weit weg»:

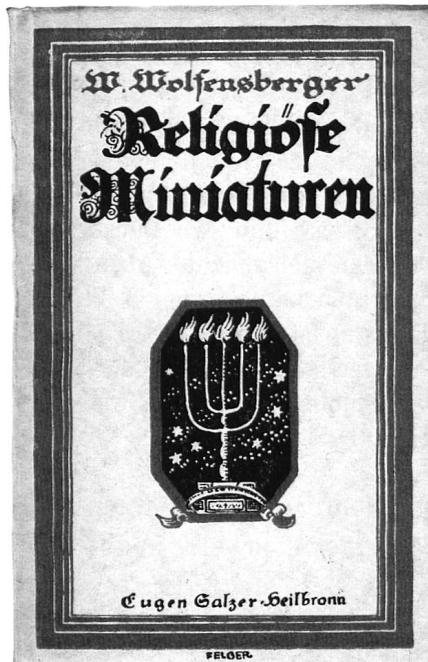
Ich bin geistlich geworden. Wie weit weg ist jetzt alles... Aber leidvoll will es heute in meiner See-

le aufquellen, als hätte ich, immer ein Kind im Dunkeln, mein Leben lang voll Sehnsucht nach erleuchteten Fenstern ausgeschaut. (Rebbberg, 24)

Indem Wolfensberger seine unglückliche Liebesgeschichte zu einer Kinderliebe macht und den Erzähler wieder in die Kindheit zurückkehren lässt, bewahrt er sich davor, über seinen wirklichen Schmerz zu sprechen; er vollführt zwei gegenläufige Bewegungen (die Erinnerung wachhalten und abwehren). Das Schreiben am literarischen Text ermöglicht es ihm, gleichzeitig über das Thema zu sprechen und es doch zu verdrängen.

«Glanz» und «Leuchten»

In den religiösen Erzählungen formuliert Wolfensberger eine Alternative zu seiner – wie er meint – verkopften, vom Studium verdorbenen Religiosität. Einige seiner Figuren werden durch ihr Leben und vor allem durch ihr Leiden religiös; ihre Religiosität ist das Resultat einer inneren Reifung, die unabhängig von Theologie und Kirche geschieht. Sie ist eine von innen kommende Stimmung, die nicht in Worte gefasst werden kann. Sie ist nie dem erzählenden Pfarrer oder Priester, sondern anderen, vorwiegend alten Menschen gegeben. – Wolfensberger macht gerne Priester zu den Erzählern seiner Geschichten; die konfessionelle Unterscheidung interessiert ihn nicht. Er scheint sich stark mit dem katholischen Amtverständnis zu identifizieren,



wohl weil dieses die vollständige Hingabe an die Berufung und die Ehelosigkeit verlangt.

Toni Peder, Lehrer in Pranöv und mehr dem Schnaps als Gott ergeben, soll im Winter Religion unterrichten, weil der alte und kränkliche Pfarrer sich weigert, ins Dorf hinauf zu kommen (*Toni Peders Erlebnis*). Nach langem Widerstreben holt er in der Dachkammer die Bibel seiner Mutter. Er beginnt zu lesen und versteht nichts, bis er einige Seiten entdeckt, die ganz abgegriffen sind:

Dort fand Toni Peder seine Mutter. Er las diese Seiten gierig. Da – da – stand es, und das musste jetzt ganz sicher die Religion sein: «So hoch der Himmel ist über der Erde, also weit will ich alle deine Sünde von mir tun...» Toni Peder musste aufstehen und an das Fenster treten. Seine Augen taten ihm wieder weh.

Und doch sass er gleich wieder darüber. Und es war ihm jetzt, wie wenn die Mutter da sei und neben ihm sitze. ... Die Winterschule begann. Toni Peder unterrichtete jeden Tag. Als im Frühling der Pfarrer ihn fragte, was er mit den Kindern behandelt habe, konnte er gar keine Auskunft geben. Ja, er wurde ganz verlegen und stotterte etwas Ungereimtes her. Auch die Kinder konnten merkwürdigerweise keine einzige biblische Geschichte neu erzählen und schienen sich ihrer Ungewissheit doch nicht zu schämen. Der greise Pfarrer lächelte gütig und übergab dem Toni Peder den Religionsunterricht auch für die kommenden Winter. (59–60)

Wieder spielt die Mutter in einen hoch emotionalen Moment hinein, und so weiss man nicht recht, was Peder mehr

bewegt: die Erinnerung an die Mutter oder der biblische Text. Trotz seines Bibelstudiums endet Peders Religion in der Sprachlosigkeit: Die Pointe, dass er dem Pfarrer keine Auskunft über seinen Religionsunterricht zu geben vermag, entspricht Wolfensbergers Vorstellung einer Religiosität, die ganz Gefühl ist.

In anderen Erzählungen ist das Zeichen für dieses Gefühl das Leuchten der Augen oder ein Glanz, der die Menschen umgibt. Am deutlichsten formuliert Wolfensberger diese Religiosität, die in keinem Bezug zu Kirche oder Theologie steht, in den Erzählungen *Uorschla* und *Das Licht*.

Uorschla ist ein verwachsen Weib und liegt schon achtzehn Jahre im Bett – seit der Zeit, da sie ihr jüngstes Kind geboren und dann die schlimme Krankheit bekommen hatte, die ihr alle Glieder verdrehte wie Stricke und den Rücken verbog und steif machte. Arm ist sie, dass man kaum ärmer sein kann, aber froh ist sie, dass ich in den stolzen Herrschaftshäusern der Städte nicht mehr Reichtum gefunden habe als bei ihr. (39)

Wenn der Erzähler, ein «Priester», jeweils in ihr Dorf kommt, besucht er Uorschla und gibt ihr das Abendmahl:

Ich habe nie etwas zu ihr gesagt. Denn jetzt sagten ihre Augen alles zu mir, was mit schwarzen Buchstaben in dem schwarzen Kirchenbuch drin stand. . .

Und während ich still eine ihrer steifen, verkrümmten Hände berührte und noch einmal in das Strahlen ihrer beglückten Augen schaute, bebte in mir das Dankgebet empor, dass ich von einer Priesterin das süsse Geschenk Gottes wiederum erhalten durfte und stieg die holprige Stiege hinunter . . . (40)

Die Bibel ist ein schwarzes Buch mit schwarzen Buchstaben, von ihr geht kein Glanz aus. Dafür strahlen die Augen Uorschlas; sie ist die wahre Priesterin. Doch was hat sie zu einer strahlenden Greisin gemacht? Es war ihr Leiden.

Eine Seelenverwandte Uorschlas ist Ursetta in *Das Licht*. Wieder ist der Erzähler ein Priester, der sich an eine Epi-



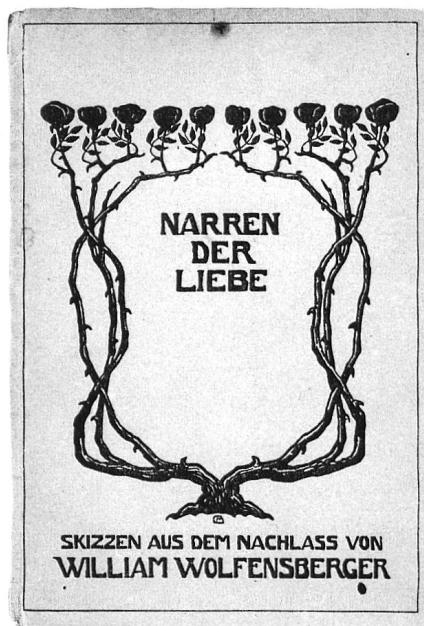
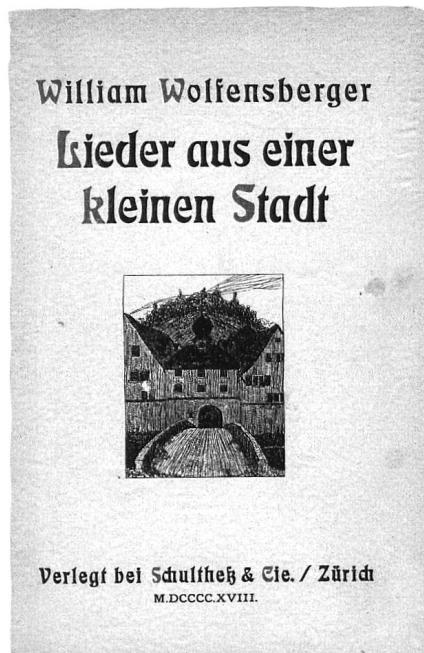
Pfarrhaus in Fuldera vor der 1983 erfolgten Renovation. (Quelle: Pravenda reformada, 7533 Fuldera)

sode aus seinen ersten Amts-jahren erinnert. Ursetta ist sei-ne Haushälterin; sie ist eine der Stillsten im Dorfe, aber ihre Augen leuchten wie helle Lich-ter. Eines Tages hängt sie eine hässliche Laterne in den Haus-gang. Der Priester nimmt die Laterne wieder weg, Ursetta aber hängt sie wieder hin und sagt zum Priester:

Herr, ich bin sechsundachtzig Jahre alt geworden. Und ihr habt schon oft nach meinen Runzeln gesehen und nach meinen Augen. Ich weiss wenig von dem Leben und wenig verstand ich von dem, was darin geschah. Eines aber ha-be ich gut verstehen lernen ob al-lem: Nicht an der Finsternis liegt es, sondern am Licht. Nicht am Erleuchtenwollen, sondern am Er-leuchtetsein. Es ist ein schwerer Weg die dunkle gähe Treppe des Lebens hinan, – mir ist, ihr wisset auch etwas davon zu sagen. Ich aber glaube, dass es eine kleine Flamme gibt, die kann alles erhel-len und finden machen. Sie kann aus dem elendesten Gehäuse strah-len. Seht nur das Herz da! Am Leuchten liegt es, Herr, am Leuch-ten liegt es. (47)

Weder sagt Ursetta, wer die Flamme nährt, noch woher dieses Licht kommt; und doch glaubt sie, während der Pfarrer blass glauben will.

Die Metapher des Glanzes findet sich auch in der Ge-schichte *Christus im Waren-haus*. In jenem Warenhaus steht unter den Gegenständen, die man kaum mehr hofft, verkau-fen zu können, ein schlecht gemaltes Bild Christi auf Geth-semane; es ist von 110.– auf 29.50 Fr. herabgesetzt. Alle ge-



hen achthlos am ihm vorüber – mit Ausnahme eines Kindes:

Bloss ein Büblein, welches an der Hand seiner Mutter neugierig seine Wunderäuglein über alles spazieren liess, stand einmal plötz-lich still und sagte: «Mutter, kauf' das dort! Siehst du den Mann?» (399–400)

Die Mutter, «welche offenbar mit Sorge oder sonst mit mühseligen Gedanken beschwert war», will vom Bild nichts wis-sen, nur das Büblein sieht den Glanz auf dem Kopf des Dar-gestellten.

In der Nacht tritt der Erlöser aus dem Bild und durchwan-dert die Stadt, tief gebeugt, «wie einer, der tief, tief bekümmert ist». Am Morgen danach aber weht ein «Wölklein feiner reiner Luft auf allen Wegen und Stras-sen der grossen Stadt»; nie-mand weiss, woher es kommt. «Ein Kind vielleicht könnte es ahnen, das den verborgenen Glanz geschaut, der unbegehr-t, aber auch unverkäufl ich ob ei-nem Haupte schimmert.» Kin-der können den Glanz sehen, denn sie sind noch nicht vom Leben verhärtet.

Diese völlige Verinnerlichung des Glaubens und die Betonung des Erlebens lösen die Inhalte des Glaubens auf; Glaube im kirchlichen Sinne als Annahme der vergebenden Zusage Gottes findet sich in den frühen Erzäh-lungen in *Toni Peders Erlebnis* (aber eher in Andeutungen, sie-he die oben zitierte Bibelstelle), ausdrücklich aber nur in *Jöris Heimsuchung und Vollendung*.



Evangelische Kirche Fuldera, Foto vom 1. Juni 1911. (Foto Meisser-Sammlung; Quelle: StAGR FN XII 18/24 Nr. 06003)

Jöri brachte es mit Schaffen, Sparen, Geiz und Rücksichtslosigkeit zu Reichtum, aber niemand liebte ihn, und nie fand er eine Frau. Nun liegt er krank auf seinem abgelegenen Hof, und seine Knechte befürchten, es gehe mit ihm zu Ende. Tumasch, der Kirchenvogt, beschliesst ihn zu besuchen, und da erzählt ihm Jöri seinen Traum: Er sah einen alten, gebeugten Mann, der sich in einem Wasserkübel die Hände wusch. Ihn graute es; das Wasser blutigrot, «und nun weiss ich gut, wer sich die Hände rein gewaschen hat und wer an meinem Bette sass. Tumasch! Tumasch! Es muss mit mir zu Ende gehen. Es schüttelte ihn vor Entsetzen.» Als Tumasch ihm «heiligen Wein» und «Opferbrot» anbietet, stöhnt er auf. Er habe sein ganzes Leben verspielt, ihm habe nichts gegolten, weder Freundschaft noch Treue, jede Teufelei sei ihm recht gewesen. Tumasch widerspricht dieser Selbstanklage nicht:

Ihr bekommt hier Gottes Leib und sein Opferblut als einer, der es nicht verdient hat. Doch wisset, es hat es keiner je verdient, so viele es schon genommen haben, dieses Mahl. Wir alle, denen es gegeben wurde zu einer Erlösung, haben das Judaszeichen auf unserer Stirne. Wir verraten unser Leben lang und kommen nicht davon los. So gebe ich es Euch, Ihr steht nicht allein. Wir stehen hier zu zweit vor einem schweren Gerichte. (53)

Jöri nimmt diese Antwort an, und sie wendet sein Schicksal. Er lebt noch zehn Jahre, macht seine Missetaten rückgängig und aus armen Schluckern sess-



WILLIAM WOLFENSBERGER KOEPFE UND HERZEN

hafte Bauern, verschenkt seinen Besitz und «ist immer froher geworden in allem Sorgen und Schaffen für die andern». Als er stirbt, ist sein Angesicht hell. Es ist wohl kein Zufall, dass Tumasch, der hier so ungebunden von Gericht und Erlösung spricht, nicht ein Pfarrer, sondern ein theologischer Laie ist.

Eine Rüfi über der Seele

Armut und ein schweres Schicksal machen die Menschen in Wolfensbergers Erzählungen oft hart, gefühllos und drücken ihnen einen «gequälten Zug» in ihr Wesen:

Es ist ein Volk in niedrigen Hütten und die Fenster seiner Behausungen sind klein und scharf geschnitten in den dicken Mauern. Und diese Mauern stehen stark und trotzig im Unwetter der schlimmen Tage. Ihre Gesichter sind alle gleich: hart wie aus Holz geschnitzt, gebräunt wie die brettergedeckten Dächer – so sind sie in der Zeit ihrer Arbeitsjahre. Nur als Kinder sind sie anders. Da sind sie schön wie die Blumen ihrer fruchtbaren Wiesen und oft zart und fein. Aber ihr Kindsein ist bald vorüber. In jungen Jahren meisselt die Arbeit ihnen die harten Falten in die kinderhafte Schönheit ihrer Gesichter. Blos manche Frauen behalten etwas davon. Es ist ein Glanz in ihren Augen, als wäre ein Leuchten vom Licht ihrer hohen Berge hineingekommen. (K 53)

Das Bild, das Wolfensberger für diese Gefühlslosigkeit verwendet, ist die Rüfi, die ins Leben oder über die Seele fährt – so wie die wirkliche Rüfi über einen Acker. Dort, wo die

Rüfi drüber geht, wächst nichts mehr, erstickt das Leben – eben auch im übertragenen Sinne. Die Rüfi über der Seele ist das Gegenteil der hypersensiblen Disposition Wolfensbergers; offenbar empfand er Menschen, die nicht so dünnhäutig reagierten wie er – und das waren fast alle –, «als hart wie aus Holz geschnitzt».

Der Glöckner Honnes spart neun Jahre lang, um einen kleinen Acker an der gähen Halde zum Mezdi hinauf zu kaufen. Dann arbeitet er den ganzen Frühling, räumt die Steine weg und pflanzt Gerste an. Als der Pfarrer einmal über den Schatz im Acker predigt, strahlen Honnes' Augen so, dass es dem Pfarrer durch den Kopf geht: «Das ist vielleicht einer von jenen, die den Schatz finden können.» Aber dann verwandelt die Rüfi den Acker in ein metertiefes Steinbett. Honnes fordert den Pfarrer auf: «So, jetzt, Herr Pfarrer, wenn Ehr eppes kennt, so mochents!». Doch er verschwindet, bevor der Pfarrer antworten kann, und nimmt sich das Leben:

Man hatte nicht viel Zeit, viel über ihn nachzudenken, denn alle Hände hatten in der Rüfi zu tun. Doch das verstanden sie im Dorfe nicht, dass der Pfarrer an seinem Grab zweimal sagte, es sei ein Held des Glaubens gestorben. (35)

Honnes hat den Acker und mit diesem auch seine Seele gepflegt; er war ein Held des Glaubens eben darum, weil er glaubte, dass aus dem Acker etwas werden könne, ja weil er

überhaupt glaubte und damit die Verhärtung der Seele aufbrach.

Wolfensberger sieht sich als Prediger vor die Aufgabe gestellt, den Menschen wieder den Zugang zu ihrer Seele zu eröffnen, den Schutt der Rüfi wegzuräumen. In *Der Schatz*, einer Predigt über das Gleichnis vom Schatz im Acker – dieser und der folgende Text sind seiner zweiten Veröffentlichung, *Religiöse Miniaturen* (1917) entnommen – findet der Bauer Hartmann in einem Acker, den er gepachtet hat, einen Schatz und beschliesst, den Acker zu kaufen:

Du kennst den Acker. Es ist deine Seele. ... Du weisst, wie es die andern mit dem Acker ihrer Seele halten: Es gibt nichts Verachteteres. Ist's ein Wunder, dass darauf das Unkraut schiesst, ...

Wie kam es nur, dass der Acker der Seele so verachtet wurde? ...

So kam es: Die Rüfi des Lebens, die klotzige, wüste Rüfi des Lebens ist dir und mir über die Seele gegangen. Wir wissen es ja noch gut, wie einst ein fruchtbar Korn dort sprossste ...

Und doch: Wir sollten die Arbeit auf diesem Acker wieder lernen. Wir bringen uns sonst um unser bestes Gut. Denn es liegt ein Schatz in diesem Acker verborgen; der grosse Gottesschatz liegt vielleicht auch in deinem Acker, wer weiss?

Ja, viele finden ihn (den Schatz) früh und dürfen jubeln. Viele finden ihn spät. Finden ihn in Anfechtung, Leid und Vereinsamung. (378–379)

Die Predigt endet mit der konventionellen Metapher «Dann (nämlich nach getaner Arbeit am Acker) wirst du doch in jedem Fall davon ein

wacker Korn bekommen, dass du Brot des Lebens gewinnest». Mit dem «Brot des Lebens» oder dem «Schatz» kann nur eine Glaubenserfahrung, eine Erfahrung der göttlichen Gnade gemeint sein; doch weiss Wolfensberger darüber wesentlich weniger zu sagen als über die Voraussetzungen für diese Erfahrung: Es sind «barsche Reinigung», «Schinderei» «Mühe und Arbeit», also: Leiden.

Sozialpfarrer

Nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges bleibt Wolfensberger zeitweise als einziger arbeitsfähiger Mann in Fuldera zurück und muss deshalb das Amt des Gemeindepräsidenten und Kassiers, während einiger Wochen auch das des Dorforschullehrers übernehmen. Als Gemeindepräsident führt er die Verhandlungen mit dem Militär, verkauft Holz aus dem Gemeindewald, überwacht den Bau einer Wasserleitung und nimmt die Renovation des Friedhofes an die Hand. Das Geld dafür sammelt er auf Werbereisen ins Unterland. Schon bald nach Kriegsbeginn bestellt er grosse Mengen an Lebensmitteln zu billigen Preisen und gibt sie zum Selbstkostenpreis an die Einwohner weiter:

Diese Woche habe ich über 250 Kg. Petrol und 13 000 [sic!] Kg. Mehl ausgewogen. Nächste Woche 700 Kg. Reis. Das ganze Tal ist da, von Cierfs bis Münster. Wahrscheinlich werde ich nochmals 10 000 Kg. kommen lassen. Ich habe letztes Mal geradezu glänzend eingekauft, so günstig als denkbar.

Mit dem ganzen Unternehmen halte ich unsere sämtlichen Armen in Fuldera einen Winter über Wasser. Die Folge ist, dass sich die Fulderer nun immer ein- bis zweimalen gros verproviantieren wollen. Die Händler von Santa Maria fluchen mir fast die Beine vom Leib, denn ich habe in zwei Tagen für über 6000 Franken Waren verkauft, und obwohl kein Kg. mehr da ist, kommen immer noch mehr Anfragen. (K 76)

Um die Finanzen der stark verschuldeten Gemeinde in Ordnung zu bringen, lässt der junge Pfarrer von der Gemeindeversammlung eine Steuer beschliessen, die die einzelnen Bauern im Verhältnis zu ihrem Vermögen verschieden stark trifft. Dieser Aderlass «bildete den Ausgangspunkt für jenen erbitterten Hass und die heftige Feindschaft, die nach einem schlimmen Jahre schliesslich zu seinem Wegzug aus der Gemeinde führten» (L 479). Unter dem Druck seiner Gegner beschliesst eine schwach besuchte Gemeindeversammlung Ende September 1916, das Geld, das Wolfensberger zur Sanierung des Fulderer Friedhofes zusammen gesammelt hat, nicht anzunehmen, weil sie auf seine Bedingungen nicht eingehen könne. Wolfensberger hatte verlangt, dass die Gemeinde einen Bauvertrag unterschreibe, bevor er ihr das Geld übergebe. Er «wollte sicher sein, dass das Geld auch nach seinem eventuellen Wegzug wirklich für den Friedhofumbau verwendet werde» (K 87). (In *Die Glocken von Pralöng* wird die Zweckentfremdung gespendeter Gelder eine wichtige Rolle spielen.) Der

bitter enttäuschte Wolfensberger kündigt darauf seine Stelle auf Ende März 1917 und übergibt die Gelder mit der gleichen Zweckbestimmung seinen andern Gemeinden Tschierv und Lüsai.

Es wurde Pfarrer Wolfensberger dann freilich unmöglich gemacht, noch ein volles halbes Jahr an seinem verlorenen Posten auszuhalten: Der Besuch seiner Predigten, der zuvor ungewöhnlich gut gewesen war, sank unter dem Druck der starken Gegner auf ein klägliches Minimum hinab; die Leute mieden den Verkehr mit ihm oder besuchten ihn höchstens noch unter dem Schutze der Nacht, und die ihm so lieben Kinder wichen ihm aus und wagten nicht einmal mehr, ihn zu grüssen. So kam es, dass er bereits an Weihnachten 1916, nachdem er noch in Cierv mit der Gemeinde Weihnachten gefeiert hatte, sein geliebtes Tal verliess und bei Nacht und Schnee über den Ofenpass fuhr. (480)

Der Narr Gottes

Für Wolfensberger bedeutet dieser Abgang, dass er seine ganze Arbeit, sein Engagement, ja seine Liebe, die er den Münsertalern entgegenbrachte, mit Ablehnung, ja mit Hass belohnt sieht. Diese Erfahrung wird zum Thema von *Der Narr* (November 1916). Christianus Unruh ist Pfarrer von Prazöl:

Er war ein Mensch, der die fleischgewordene Liebe selber war. Ja, eigentlich muss man sagen, dass er in allem zu weichmütig gewesen ist....

Er war gewiss klug genug, sehen zu können, dass seine grosse Güte durch die von Prazöl missbraucht wurde. Aber das schien ihm keiner-

lei Not noch Plage zu bereiten. In allem, was er tat, schien es gerade, als hätte er so und nimmermehr anders handeln können. (320)

Als göttlicher Narr lebt Christianus unter lauter Menschen, denen die Rüfi über die Seele gegangen ist.

Man würde auch glauben, die Handvoll Einwohner von Prazöl hätten den Mann verehrt und geliebt, der all das freiwillig auf sich genommen hatte. Doch darin täuschte man sich. Je höher die Berge sind, desto kleiner sind die Menschen, und schwer wird es ihnen, das Grosse gross zu erfassen. Sie wachsen immer mehr in die Natur zurück, der Föhre gleich, die in den Höhen immer mehr verkrüppelt. Die Menschen werden hart wie ihre Felsen, und an Leben rieselt nur ein armer, dürftiger Quell in ihnen.

So wenigstens war es in Prazöl bestellt. Ja, manchmal war es gerade, als ob seine Einwohner einen stillen, verborgenen Hass gegen Christianus Unruh hegten würden und als wachse dieser Hass sich immer mehr aus, je mehr die Jahre der entsagungsreichen Tätigkeit Christianus Unruhs sich häuften. Er war offen und im geheimen der Spott aller, wenn seine vermeindete, schwanke Gestalt durch die Strasse ging. Ihr Narr war er. (322)

Der Hass der Leute gegen Christianus wird immer grösser und sie beschliessen, ihn wegzuschicken. In einer Vision sieht Unruh das Jüngste Gericht. Ganze Massen von Menschen gehen an einem Engel vorbei, und dieser gibt mit seinen Flügeln ein Zeichen, ob sie in den Himmel oder die Hölle kommen oder nochmals zur Läuterung zurück auf die Erde müssen. Und dann sieht Unruh seine kleine Herde aus Prazöl:

Christianus Unruh sah wohl, wer da kam, diese struppige, kleine, bockige Schar. Und er sah wohl, was da alles blitzartig offenbar wurde: Neid Hass, Streit, Geiz, Fehde, Wollust, Grausamkeit.

Kaum getraute er sich hinzuschauen. Und doch!

Siehe da, das Flügelpaar hob sich steil hinan! Sie waren erlöst, auch wenn sie noch so schlimm gewesen waren!

Sein Engel aber sprach zu ihm: «Du achtetest es kaum, in all der Sünde drin, Christianus, was sie erlöst hat: mitten in Sünde und Verirrung stand ihrer armen, kleinen Seelen unscheinbare Grossstat: Sie haben an einen Menschen geglaubt, Christianus! Der Hass gegen dich war der Glaube an dich! Ihr Hass gegen dich hat sie erlöst. Denn wo wäre je Hass gewesen, es sei, um eine brennende Liebe zu verstecken? Sie haben geliebt und geglaubt, Christianus! Und viel wird uns vergeben um des einen Glaubens willen, den wir an einen Menschen hatten. (331–332)

Der autobiographische Bezug ist offensichtlich, doch ist Christianus Unruh nicht einfach William Wolfensberger; er ist eher ein Aspekt von Wolfensbergers Selbstverständnis und gewiss auch eine Selbststilisierung. Die Botschaft des Engels, dass der Hass verborgene Liebe war, ist eine Interpretation der Ereignisse, die Wolfensberger seinem eigenen Schicksal gibt und die ihm hilft, seine Erfahrungen zu verkraften. Mit ihrer Gleichsetzung von Liebe und Hass ist diese Interpretation aber auch ein enormer psychologischer Kraftakt gegen jede Evidenz, an dessen Tragfähigkeit für Gemüt und Denken gezweifelt werden darf.

Der Narr Gottes ist nicht Wolfensbergers letztes Wort in Sachen Münstertal. In seinen späteren Geschichten findet er Distanz zu den Ereignissen und zu seinen Verletzungen. Es gelingt ihm, Texte zu schreiben, in welchen er nicht mehr andauernd «sich selber predigt».

William Wolfensberger (1889–1918)

- 1889 Geburt Wolfensbergers am 17. Juni in Hottingen. Primar- und Sekundarschule in Zürich.
- 1904 Übertritt ans Gymnasium, wohl in der Absicht, Theologie zu studieren. Eine religiöse Krise zerstört seine Glaubensvorstellungen, und er hält es nicht mehr für möglich, Pfarrer zu werden.
- 1909 Nach bestandener Matur Beginn des Germanistikstudiums. «Geradezu schicksalshafte Begegnung» mit einer Frau, die seine Liebe aber nicht erwidert. Dieser Liebe wird er sein Leben lang nachtrauen.
- 1910 Wolfensberger beschliesst, doch Theologie zu studieren, worauf ihn der Vater des Hauses verweist. Er finanziert nun sein Studium mit Privatstunden. Einige seiner Gedichte erscheinen in Zeitungen und Zeitschriften.
- 1913 Wolfensberger besteht die Abschlussprüfungen und wird Mitte November in der Kirche Zürich Oberstrass ordiniert. Kurzer Aufenthalt in Heidelberg.
- 1914 Die drei Münstertaler Gemeinden Fuldera, Tschierv und Lü wählen Wolfensberger zum Pfarrer. Rasch fasst er in seinen Gemeinden Fuss. Im Juni wird er in die Bündner Synode aufgenommen. Nach der Mobil-

machung muss er das Amt des Gemeindepräsidenten und Kassiers übernehmen und sogar den Lehrer stellvertreten. Wolfensberger kauft Lebensmittel und Petrol in grossen Mengen ein und verkauft die Waren billig weiter. Er macht sich Feinde, die schon bald die Stimmung ihm gegenüber beeinflussen.

- 1916 «Unseres Herrgotts Rebberg» erscheint im Mai. Wolfensbergers Lage wird immer schwieriger. Ende September kündigt er seine Stelle auf Ende März 1917. Unter dem Druck seiner Gegner verlässt er das Münstertal bereits an Weihnachten und hält sich danach bei seiner Schwester in Meilen auf.
- 1917 Im April tritt Wolfensberger eine neue Stelle in Rheineck an. Im August wird ihm im «Freien Rätier» von seinen Münstertaler Gegnern die Unterschlagung von Geldern vorgeworfen. Obwohl die Unhaltbarkeit der Vorwürfe bewiesen wird, leidet er sehr an ihnen.
- 1918 Wolfensberger arbeitet an «Die Glocken von Pralöng», danach an «Seines Bruders Hüter». In wenigen Wochen entstehen über fünfzig Gedichte, die von einer Versöhnung mit seinem Schicksal reden.
- 1918 Am 6. Dezember stirbt Wolfensberger – mitten in seinem dreissigsten Lebensjahr – an der Grippe.

(Quelle: Robert Lejeune; William Wolfensberger, in: William Wolfensberger, Ausgewählte Werke, Frauenfeld 1964)

William Wolfensberger, Bibliografie

Unseres Herrgotts Rebberg, Erzählungen. Heilbronn 1916.

Religiöse Miniaturen. Weltliche Andachten. Heilbronn 1917, (1919), 1920, 1925.

Lieder aus einer kleinen Stadt. Gedichte. Zürich 1918.

O Sonne! Betrachtungen über des Christen Wandel. Faksimiliertes Manuskript, herausgegeben von Berta Reiser. 1918.

Köpfe und Herzen, Geschichten aus dem Hochtal. Herausgegeben von Max Konzelmann, mit einer Einführung von Jakob Bosshart. Zürich 1919, 1922, 1930. (9. Tausend)

Legenden. Herausgegeben von Max Konzelmann, mit einer Einführung von Jakob Bosshart. Zürich 1919, 1922.

Kreuz und Krone, Gedichte aus dem Nachlass. Herausgegeben von Max Konzelmann, mit einer Einführung von Jakob Bosshart. Zürich 1920.

Narren der Liebe. Herausgegeben von Max Konzelmann, mit einer Einführung von Jakob Bosshart. Zürich 1920.

Veronika. Erzählung. (Gute Schriften 135), Basel 1922.

Auszüge aus seinem Werk. (Schweizer Dichter 3), Aarau 1940.

Seines Bruders Hüter. (Gute Schriften 45), Zürich 1950.

Religiöse Miniaturen und Kleine Tragödie (Der Bogen 4), St. Gallen 1954.

Die Seuche von Charpella (Schweiz. Jugendschriftenwerk 803), Zürich 1963.

Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Robert Lejeune, Frauenfeld 1964.

Die Glocken von Prälöng (Gute Schriften 286/87), Basel 1965.

Geschichten und Gedichte aus dem Münstertal = Istorgias e poesias da la Val Müstair. (Biblioteca Jaura) Valchava 2005.

Eingeklemmt zwischen Unmöglichkeit und Sehnsucht, ein Lesebuch, zusammengestellt von Charles Linsmayer. Mit einem biographischen Nachwort von Rudolf Probst. Frauenfeld 2007.

Sekundärliteratur

Konzelmann, Max: William Wolfensberger, Leben und Wirken. Erlenbach-Zürich, München und Leipzig 1924.

Küffer, Geo: William Wolfensberger. Zürich 1919.

Lejeune, Robert: William Wolfensberger. In: Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Robert Lejeune, Frauenfeld 1964.

Probst, Rudolf: Eingeklemmt zwischen Unmöglichkeit und Sehnsucht. Leben und Werk des Pfarrers und Schriftstellers William Wolfensberger (1889–1918). In: Eingeklemmt zwischen Unmöglichkeit und Sehnsucht, ein Lesebuch, zusammengestellt von Charles Linsmayer. Frauenfeld 2007.

Steinrubner, Hans: Die Dichtung William Wolfensbergers. St. Gallen 1937

Vetsch, Jakob: Leiden und Reife. Predigten zu Texten von William Wolfensberger. Buchs 1995.

Anmerkung

① Ich zitiere, wenn nicht anders vermerkt, nach der Ausgabe Lejeunes; K mit Seitenzahl meint die Biographie Konzelmanns.

Archiv

Ein grosser Teil des Nachlasses von William Wolfensberger (Briefe, Werke, Mitschriften von Vorlesungen, Fotos) ist heute im Besitz der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Rheineck (Wolfensberger-Archiv) und kann im Kirchgemeindehaus eingesehen werden.

Das weltferne Tal

William Wolfensberger

Damals war ich noch in dem weltfernen Tal, viele hundert Meter hoch in den Bergen.

Es ist ein Volk in niedrigen Hütten. Und die Fenster seiner Behausungen sind klein und scharf geschnitten in die dicken Mauern. Und diese Mauern stehen stark und trotzig im Unwetter der schlimmen Tage.

Ihre Gesichter sind alle gleich: hart wie aus Holz geschnitzt, gebräunt wie die brettergedeckten Dächer. So sind sie in der Zeit ihrer Arbeitsjahre. Und sie bleiben so, bis sie in dem Tannensarg liegen, bloss vielleicht, dass ein müder Zug dann neben der Nase hinunter zum Kinn geht. Nur als Kinder sind sie anders. Da sind sie schön wie die Blumen ihrer fruchtbaren Wiesen und oft zart und fein. Aber ihr Kindsein ist bald vorüber! In jungen Jahren meisselt die Arbeit ihnen die harten Falten in die kinderhafte Schönheit ihres Gesichtes. Bross manche ihrer Frauen behalten etwas davon. Es ist ein Glanz in ihren Augen, als wäre ein Leuchten vom Licht ihrer hohen Berge darein gekommen.

Es ist ein Volk in niedrigen Hütten. Und sie selber sind wie die arme Schlichtheit ihrer Behausungen: einfach und stark und trotzig im Unwetter der schlimmen Tage. Sie sind wie ihre Häuser mit niedrigen, schweren Türen: Es ist sehr mühsam, sie zu öffnen, die Schlösser sind altläufig, viele ganz verrostet. Und wenn einer die Türen aufmacht, hört er das dumpfe Murren ihrer Angeln. Und dann muss er sich tief, tief bücken und dann lange, lange stillestehen, damit er sich gewöhne an das Dämmergrau ihrer Seelen, an die engen Stuben mit den scharfgeschnittenen Fenstern.

Ich habe dort den Frühling gesehen mit seinen wartenden Wiesen, die im April, kaum dass der Schnee weg ist, sich mit dem Schnee der Frühlingszeitlosen bekleiden. Und dann Mai und Juni! Wie blühen da die Hänge auf ob dem Tal! Ein selig Hasten und Drängen liegt in all dem Auferstehen drin, denn da sind Frühling und Sommer Geschwister und kommen stets zusammen, Hand in Hand. Und der Frühling überkleidet die Alpen mit den grossen, goldenen Anemonen und flieht die Himmelschlüssel darunter und die kleinen blauen Sterne der Enziane...

Da sagt der Sommer: «Ich will auch mithelfen», und gibt die dunklen Köpflein der Männertreu und zündet die Alpenrosenstauden an, dass sie mit einemmal aufblühen und ins Tal scheinen, und ihr Duft weht dann zart durch die hellen Nächte. Sagt der Frühling: «Nun sollen die Lärchen aber aufwachen!» Und klettert in die Kronen und lässt den zarten Schleier mit ihren feinen Nadeln weben, und er selbst setzt die roten Blüten auf die schwanken Zweige.

Da hat der Sommer schon die kleinen Lilien geweckt und die wilden Bienen geholt, die an der Mauer bauen; er pflanzt die lang-schäftigen gelben und blauen Malven, und sieh nur: Da leuchtet von dem heissen, steinigen Wegrand schon das verlogene Rot der Mansönias, und weiter unten hat er schon die Nelken eingesetzt, dass die lachen müssen ob seiner frohen Hast und darob feuerrote Gesichtchen bekommen. Er aber sieht es nicht, denn schon ist er die Halden hinauf und hat vor sich hin gelacht und leis gepifffen. Darob sind die Brüolas hervorgekommen und der Thymian. Und schon ist er ganz oben am Berg und räumt mit seinem Besen wuchsig den Schnee weg, dass es stäubt und die Lawinen ins Tal donnern; und er hat keine Ruhe, bis die Berge ringsum sauber sind. Dann

kehrt er zurück und geht über die Alpen hinunter ins Tal. Er steckt sich unterwegs das Pfeifchen in Brand, und mit demselben Streichhölzchen zündet er auch grad die hohen Königskerzen an, die am Wege stehen, dass ihre schwefelgelben Flammen nun feierlich und gross durch die stille Dämmerung des Waldes leuchten. Dann sagt er ihnen im Tal: «Jetzt lasst das Vieh nur hinauf in die Berge, ich hab geräumt.» Dann schliessen sie dort ihre Häuser und wandern hinauf; denn da sind die Wiesen fetter. Der Sommer aber sitzt gemütlich im Tal, blinzelt lustig in den hellen Sonnenschein und raucht den ganzen Tag und tut nichts anderes mehr.

Bis nach kurzen Herbsttagen im Oktober dann die ersten Flocken fallen; da fährt er auf und flucht schändlich: «Schmaladi asen il diavel ta porta!», nimmt seinen Knotenstock und verzieht langsam über den Umbrail nach Italien. Dann winteret es ein.

Die Wege sind verweht, die Lärchenwälder tot. Die Fröste kommen mit ihren hellen Nächten. Es ist die Zeit der grossen Stille. Bloss die Füchse bellen, wenn es nachtet, und droben in den hundertjährigen, zerrissenen Arven singt der Wind sein dunkles, schweres Lied.

Mit aufgeschnallten Skiern geht es von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. Es ist ein mühselig Reisen, und wenn der frühe Abend dämmert, bin ich von den Krankenbesuchen müde heimgekommen in mein stilles, grosses Haus.

Vor der Tür hat die alte Anita den Schnee weggeräumt und im Arbeitszimmer eingehiezt. Dann wünschte sie ein kurzes Gutenacht!

Im Haus war es still.

Dann sass ich eine Weile in der Dämmerung und sah das Dunkel kommen. Ich hörte draussen noch

den alten Janet zur Kirche schlurfen; dann ertönte Betzeitläuten. Der dünne Ton zitterte durch die kalte Winterluft und verklang bald.

Und damit war der letzte Ton des Tages dahin...

(Hinweis der Redaktion: «Das weltfremde Tal» ist 1914, im Jahr der Wahl William Wolfensbergers zum Pfarrer in Fuldera entstanden und nach Probst/Linsmayer 2007, 302 erstmals 1920 unter dem Titel «Skizze» im «Heim-Kalender» 1920 abgedruckt worden.)